

(Nachdruck verboten.)

41]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

An der Hausthür sagte Fred Esther adieu. Sie hatte ihm versprochen, im Frühjahr seine Frau zu werden, und er schied mit freudigem Herzen von ihr.

Auch sie fühlte sich sehr glücklich, und sie eilte sofort die Treppe hinauf, um ihrer geliebten Herrin zu erzählen, welche einen schönen, glücklichen Tag sie verlebt hatte, und ihr für die Erlaubnis hierzu zu danken. Und Miss Rice legte das Buch, in welchem sie eben gelesen hatte, nieder in den Schoß und lauschte auf Esthers Bericht von ihrem Glück mit einer so tiefen, stillen Sympathie, als hätte es sich um ihr eigenes Glück gehandelt.

XXV.

Als aber der Frühling kam, bat Esther Fred, noch bis zum Herbst zu warten, und gab als Entschuldigung dafür den Grund an, daß Miss Rice in der letzten Zeit nicht sehr wohl gewesen sei und ihrer Pflege dringend bedürfte.

Und Fred mußte sich fügen und warten.

Es war an einem jener langen, blaffen Abende Ende Juli, wo es dem Himmel völlig unmöglich zu sein scheint, dunkel zu werden. Die Straßen lagen träge und still da in dem Staub und der Hitze des Sommers, und Esther in ihrem hellen Kattunkleide war stehen geblieben und sah voller Mitleid einem armen Pferde zu, wie es eine schwerfällige Droschke mühsam durch den lose hingestreuten Kies den Hügel hinaufzuziehen bemüht war. Sie war so vertieft in diesen Anblick und ihr Mitleid für das Tier, daß sie den ihr entgegenkommenden großen, breitschulterigen Mann gar nicht bemerkte, dessen Beine in seinen hellgrauen Hosen und unter dem etwas zu kurzen, schwarzen Jackett merkwürdig lang aussahen. Er ging mit großen, gleichmäßigen Schritten einher, hielt in der einen Hand einen kleinen Stock, während die andre in seiner Hosentasche steckte, und quer über seine Weste hin hing eine schwere goldene Uhrkette. Er trug ferner einen kleinen, braunen Hut und eine rote Krawatte. Der Backenbart und die glattrasierte Oberlippe ließen ihn einem vornehmen Kammerdiener ähnlich sehen. Auch er bemerkte Esther zuerst nicht, und als sie nun so mit abgewandtem Kopfe einen Schritt seitwärts that, die Augen immer noch auf das Droschkenpferd gerichtet, prallte sie heftig gegen ihn an.

Er sprang schnell zur Seite, um dem Inhalt des Bierkruges, der zur Erde fiel, zu entgehen.

„Sehen Sie sich doch ein bißchen vor auf der Straße,“ brummte er etwas mürrisch, dann aber plötzlich, als sein Blick auf das Mädchen fiel, änderte sich sein Ton:

„Was, Esther, Du?“

„So, nun ist mein Bier verschüttet und mein Krug zerbrochen,“ klagte Esther.

„Es giebt noch Bier genug im Wirtshause; und ich werde Dir auch einen andern Krug holen.“

„Sehr liebenswürdig; ich kann mir aber selbst holen, was ich brauche.“

Sie blickten einander fest an und schwiegen; endlich sagte William:

„Nein, aber das ist doch wirklich unerhört, daß wir einander begegnen; und noch dazu so! Das ist zu gelungen! Na, ich freue mich aufrichtig, Dich wiederzusehen.“

„So? Wirklich? Na, meinethwegen; unsre Wege aber liegen weit auseinander; adieu!“

„Aber, Esther, so warte doch nur einen Augenblick!“

„Meine Herrin wartet auf ihr Essen, ich muß gehen und frisches Bier für sie holen“ — erwiderte sie kalt.

„Soll ich hier auf Dich warten?“

„Auf mich warten? Selbstverständlich nicht.“

Rasch eilte Esther in ihre Küche zurück; und während sie einen andern Krug aus dem Schrank nahm, flogen eine Menge von Gedanken ihr blitzartig rasch durch den Kopf. Der Mensch würde sicherlich draußen auf sie warten. Was sollte sie anfangen! Welch ein Unglück! Wenn er sich's nun in den Kopf setzte, ihr nachzulaufen, und Fred und er einander begegneten? Welch ein Unglück!

„Möchte wohl wissen, worauf Sie warten?“ sagte sie, als sie wieder heraustrat.

„Aber, Esther, das ist doch wahrhaftig nicht sehr höflich... nach so vielen Jahren... man... man könnte ja fast glauben...“

„Es ist mir sehr gleichgültig, was Sie glauben; machen Sie, daß Sie fortkommen! Hören Sie? Ich will nichts mit Ihnen zu thun haben. Sie haben mir wohl noch nicht genug Böses angethan?“

„Aber so sei doch bloß ruhig und höre mir zu; ich will Dir ja alles gern erklären.“

„Ich brauche Ihre Erklärungen nicht — gehen Sie fort von mir.“

Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen ihn, und ihr leidenschaftliches Herz empfand auf einmal von neuem das ganze furchtbare Unrecht, welches sie durch ihn erlitten hatte.

Mit flammenden Augen trat sie von ihm zurück. Und vielleicht war es nur die Erinnerung an den ersten vorhin zerbrochenen Bierkrug, der sie davon zurückhielt, ihm den zweiten an den Kopf zu werfen. Aber die Lust, ihm etwas Böses anzuthun, verschwand, und ihre Wut kehrte sich wieder nach innen und verwandelte sich in stilles, mürrisches Schweigen.

So ging sie weiter.

Er folgte ihr die Straße hinauf und bis ins Wirtshaus hinein.

Sie reichte den Krug über den Schankisch hinüber zum Küllen und suchte währenddessen in ihrer Tasche nach dem Gelde. Aber sie hatte keins bei sich. Sofort reichte William einen halben Schilling hin. Esther warf ihm einen raschen, zornigen Blick zu und sagte zum Wirt:

„Ich werde Ihnen das Geld morgen bringen, Sie wissen ja: 41 Avondale Road.“

„Ist gut, ist gut,“ sagte der Wirt, „aber was soll ich nun mit diesem halben Schilling anfangen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Esther ruhig, „er gehört nicht mir.“

Der Wirt mit dem halben Schilling zwischen den kurzen, dicken Fingern blickte William fragend an. William lächelte, zuckte die Achseln und sagte:

„Ja, so sind sie eben manchmal.“

Er öffnete die Thür für sie, und als sie vor ihm hinausging, konnte sie nicht umhin, ihn anzusehen und in seinem Blick zu bemerken, daß er sie mehr denn je bewunderte.

Sie haßte ihn dafür, und ein sonderbarer Gedanke über die Ungerechtigkeit des Schicksals erwachte plötzlich in ihr.

Dieser Mann hatte erst ihr Leben vernichtet, hatte sie dann verlassen und war von ihr fortgegangen — und nun gerade in dem Augenblick, wo sich die Hoffnung auf ein neues, schöneres Leben vor ihr entwickelte, mußte er wieder ihren Weg kreuzen.

„Es war nichts anderes als Dein mürrisches Wesen, das uns getrennt hat,“ sagte William. „Du wolltest ja vierzehn Tage lang keinen Ton mehr mit mir sprechen, und geändert hast Du Dich in der Hinsicht auch noch nicht, wie ich sehe,“ fügte er hinzu, indem er sie von der Seite beobachtete.

Und in der That blieb Esthers Antlitz steif, hart und kalt, bis er endlich anfang, ihr zu erzählen, wie unglücklich er verheiratet sei.

„Ein niederträchtiges Frauenzimmer ist und war sie, — wir leben auch gar nicht mehr zusammen, weißt Du, schon seit drei Jahren sind wir getrennt; ich konnte es nicht länger mit ihr aushalten. Sie war eine — ach, aber das ist 'ne lange, lange Geschichte.“

Esther gab immer noch keine Antwort.

Er sah sie mit besorgten Blicken an und merkte wohl, daß sie nicht leicht wieder zu gewinnen sein würde; und nun begann er von seinen finanziellen Verhältnissen zu sprechen.

„Nun hör mal zu, Esther!“ sagte er und blieb neben ihr vor dem Hause stehen. „Gelt, Du wirst mal einen Sonntag mit mir spazieren gehen? Ich bin beteiligt an dem Wirtshaus „The Kings Head“. Und habe das ganze Jahr über tüchtig beim Reimen gewonnen. Ich habe Geld genug, um Dich ordentlich ausführen zu können. Ich möchte wieder gut machen, was ich Dir mal Böses angethan habe. Vielleicht ist's Dir gar nicht mal gut gegangen die ganze Zeit über. Was hast Du denn alle diese Jahre hindurch gethan? — das möcht ich wohl wissen.“

„Was ich gethan habe? Ich? Ich habe mir Mühe gegeben, Dein Kind zu erziehen. Das habe ich gethan!“

Esther erstarrte fast an ihren Worten.

„Mein Kind!“ rief William. Er stand da wie vom Schläge getroffen. Esther aber ließ ihn stehen und schlüpfte rasch an ihm vorüber ins Haus hinein. Einen Augenblick schien es fast, als wollte er ihr folgen. Aber dann überlegte er sich die Sache. Er zögerte eine kleine Weile und ging dann langsam fort in der Richtung nach der Eisenbahnstation hin.

„Seien Sie nicht böse, Fräulein, daß ich Sie habe warten lassen,“ sagte Esther zu ihrer Herrin. „Aber ich hatte unterwegs ein Unglück und mußte zurückkommen, um einen andern Krug zu holen.“

„Was für ein Unglück, Esther?“

„Ich pochte nicht ordentlich auf, Fräulein! Ich sah einem armen Droschkenpferd zu, das solche Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Da rannte ich mit einem Vorübergehenden zusammen und ließ in meinem Schreck darüber den Bierkrug fallen.“

„Wie kam denn das, daß Sie so erschrakten? Kannten Sie den Vorübergehenden?“

Esther stand da, mit dem Rücken zu ihrer Herrin hin, am Büffett beschäftigt. Und da es Miß Rice scheinen wollte, als sei ihrem Mädchen etwas Ernsthaftes passiert, sagte sie nichts weiter und aß schweigend ihr Mittag.

Eine halbe Stunde später kam Esther ins Arbeitszimmer ihrer Herrin und brachte den Thee. Sie trug den kleinen Bambustisch herbei und setzte ihn dicht neben ihre Herrin hin, und während sie dies that, brachte die Ruhe im Zimmer, das stille, friedliche Licht der einsamen Lampe, der Ausdruck der Ruhe und Zufriedenheit auf Miß Rices Antlitz ihr unwillkürlich mit noch verstärkter Gewalt ihr eignes Mißgeschick, den Kummer, die Verzweiflung, die Unruhe und Leidenschaftlichkeit ihres eignen ganzen Lebens vor Augen.

Noch nie hatte sich ihr die Ueberzeugung so fest aufgedrängt, daß das Unglück ihr steter Begleiter durchs Leben sein werde.

Sie dachte an all das Unglück, das sie schon gehabt hatte, und wunderte sich, wie es ihr überhaupt möglich gewesen war, es zu ertragen. Nun hatte sie eine kurze Weile Ruhe und Frieden gehabt, und jetzt sollte ihr schon wieder alles vernichtet werden.

Fred war auf vierzehn Tage zu seinen Eltern hinausgefahren. Noch elf oder zwölf Tage würde sie also in Sicherheit sein, nachher aber — was konnte nachher aber nicht alles passieren! Ihr sicherer Instinkt belehrte sie, daß, obwohl Fred über ihren Fehltritt leicht hinweggegangen war, solange er nicht wußte, wer der Vater ihres Kindes sei, er sie vielleicht doch nicht mehr würde heiraten wollen, wenn William darauf beharrte, ihr nachzulaufen.

Oh, wenn sie nur an jenem Abend gerade nicht ausgegangen wäre, oder doch nicht gerade zu jener Stunde!

Sie wäre William dann vielleicht niemals begegnet. In ihrer Gegend wohnte er jedenfalls nicht, sonst hätte sie ihn auch früher schon treffen müssen. Aber vielleicht war er eben erst dorthin gezogen.

Das wäre das Schlimmste von allem. Aber nein, nein, es war ein purer Zufall gewesen! Wenn das Bier, welches sie im Hause hatten, einen oder zwei Tage länger vorgehalten, oder ein oder zwei Tage früher zu Ende gewesen wäre, so wäre sie William vielleicht niemals begegnet! —

Nun aber konnte sie ihm nicht mehr entgehen! Er brachte die ganzen Tage fast in der Straße und wartete auf sie. Ging sie aus, um etwas zu besorgen, so folgte er ihr hin und zurück und wartete auf sie. Und dann flüsterte er ihr allerhand zu. Sie sei hübscher denn je, sie sollte doch auf ihn hören, — er hätte nie eine andre geliebt, und er wollte sich scheiden lassen und sie heiraten und ihr Kind zu sich nehmen.

Esther gab ihm keine Antwort, aber ihr Zorn schäumte auf bei seinen letzten Worten: *I h r K i n d*! Er meinte damit seines und das ihre! Aber wie könnte denn Jactie jemals *je i n* Kind werden?!

War es denn nicht sie ganz allein gewesen, die für ihn gearbeitet und ihn erzogen hatte? Und sie dachte so wenig an Williams Vaterchaft, als wäre das Kind vom Himmel herab direkt in ihre Arme gefallen. Eines Abends, als sie den Tisch deckte, drohte ihr Schmerz sie beinahe zu überwältigen. Rasch und, wie sie glaubte, unbemerkt wischte sie eine Thräne aus ihren Augen hinweg. Aber Miß Rice hatte die Bewegung bemerkt, und in ihrer gütigen, leisen und wohlklingenden Weise sagte sie:

„Esther, es will mir scheinen, als ob Sie Kummer hätten? Kann ich Ihnen denn nicht helfen?“

„Nein, Fräulein, nein! Es ist nichts! Es wird gleich wieder gut sein.“

Aber trotz der mutigen Worte konnte sie ein Schluchzen in ihrer Kehle nicht unterdrücken.

„Sagen Sie mir doch, was Ihnen fehlt, Esther! Selbst wenn ich Ihnen vielleicht nicht helfen kann, es erleichtert doch das Herz, wenn man über sein Unglück sprechen darf. Ihrem Kinde fehlt doch nichts?“

„Nein, Fräulein, nein! Gott sei Dank! Dem Jungen geht es gut. Mit ihm hat es nichts zu thun, das heißt — mit einer furchtbaren Anstrengung drängte sie die Thränen zurück — „o wie dumm aber von mir! Unser Mittagessen wird ja kalt!“

„Ich will mich gewiß nicht in Ihr Vertrauen drängen, Esther. Aber Sie wissen doch, daß —“

„Ja, Fräulein, ich weiß, daß Sie die Güte selber sind. Aber für mich kann keiner was thun. Ich muß es eben ertragen. Sie fragten mich, ob es etwas mit meinem Kinde zu thun hat? Nun ja, gewiß, es ist nichts mehr und nichts weniger, als daß ich seinen Vater wieder getroffen habe.“

„Aber, Esther, das ist doch kein Grund, traurig zu sein. Ich hätte geglaubt, im Gegentheil, das müßte Sie freuen.“

„Ja — es ist nur natürlich, daß Sie so denken, Fräulein. Die, die das Unglück nicht kennen, denken stets anders als die andern! Sehen Sie, Fräulein, es ist nun fast neun Jahre her, daß ich ihn nicht gesehen habe. Und in diesen neun Jahren hab' ich so viel gelitten und durchgemacht, so viel — o, keiner wird jemals wissen, wieviel! Gearbeitet habe ich wie ein Sklave und gehungert und solche Sorgen gehabt — und nun, wo endlich das Schlimmste hinter mir liegt, da kommt er ruhig daher und verlangt, daß ich ihn heiraten soll, wenn er von seiner Frau geschieden sein wird.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Heimkehr.

Von Karl Busse.

Das Haus am See war festlich erleuchtet. Mit dem Abend-Schnellzug war unerwarteter Besuch eingetroffen.

Das Mädchen hatte gezeugert, ihn einzulassen. Da hatte der junge Mann sie beiseite geschoben.

„Bin ich so fremd hier geworden? Ist mein Vater noch nicht hier?“

Und ohne den Paletot abzulegen, hatte er die Glashür zum nächsten Zimmer geöffnet.

Es war dunkel darin, aber er fand sich zurecht. Tief atmend blickte er auf den See hinaus. Hier hatte er als Kind gespielt. Drüben, auf der Promenade, wo an Sommerabenden die jungen Mädchen Arm in Arm lustwandelten, war er den Nachbarstöchtern nachgestrichen. Die Lehrer hatten ihn immer einen „Lustikus“ genannt.

Da schallten Schritte im Nebenzimmer. Sie zögerten. Dann ward rasch ein Kopf hineingesiekt.

„n Abend, Gretche!“

Ein Schrei: „Richard!“ Und da lag ihm das ganze Mädel am Hals. Wie Schwesterarme umflammern können! Tausend Fragen. . . . Das sprudelte nur so heraus! „Wo kommst Du her? Laß' Dich doch mal ansehen! Was ist denn passiert? Weiß es denn Papa schon? Und Lisbeth. . . ach, ich freu' mich ja halb zu Schanden!“

„Und Du quirlst wieder,“ sagte er mit ein wenig mühsamem Lächeln. „Ein Quirl muß sich drehen, das ist die alte Geschichte.“

Es hüpfte alles an ihr. So war sie schon als Kind gewesen. Es war seltsam, wie die Familie sich schied. Hier der Vater, den nichts aus seiner Ruhe brachte, und Lisbeth, die blonde Nudel, die man auch erst vorwärts stoßen mußte. Auf der andren Seite er, Richard, und Grete, die leichten, flinken, die nicht stillstehen konnten. Es mochte das Erbteil der früh verstorbenen Mutter sein, über die merkwürdig wenig im Hause geredet ward.

Es ward am Abend eine ausgedehnte Sitzung. Der alte Zintgraff hatte seinen Sohn scharf angesehen und am Rodtkopf gefaßt.

„Alles all right, Junge?“

„Natürlich, Papa!“

„Dann freut mich Dein Kommen, so überraschend es ist. Osterurlaub?“

„Ja.“

Die Schwestern hatten in der Küche derweil gekocht und gebraten. Aber der Bruder aß wenig. Er goß sich dafür oft das Glas voll und rauchte eine Cigarre nach der andern.

Als Grete ihn mit tausend Fragen bestürmte, weshalb er über einmundeinviertel Jahr nicht zu Hause gewesen sei, ob er keinen Koffer mitgebracht habe, wie er in der Großstadt lebe, ob er nicht ans Heiraten denke, wehrte er ab.

„Morgen, Kinder — da könnt Ihr fragen nach Herzenslust. Heut' laßt mich zufrieden.“

Dann erhob er sich, schob den Vorhang beiseite und blickte auf den See hinaus.

Aber der „Duiel“ versuchte noch ein letztes Mittel. Sie stellte sich neben ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Soll ich Lene König rüberholen?“

Da hob er fast ungestüm den Kopf: „Nein, nein!“ Es bebte wie Angst in dem Worte.

Lene König, die in Kinderspielen seine Frau gewesen war! „Früher hättest Du Ja gesagt“, brummte der Duiel.

Und ohne den Blick vom See zu lassen, erwiderte Richard Zintgraff: „Hat sie noch die Kinderaugen?“

Die Schwester lachte: „Andern sich denn die Augen auch, wenn man älter wird?“

Er gab keine Antwort. Die Lampen sangen. Der Alte strich ein paarmal über sein weißes Haar. Klüglich zog er die Uhr.

„Marsch ins Bett mit Euch, Mädels. Morgen müßt Ihr früh raus.“

Es half auch kein Witten. Die Schwestern sagten Gute Nacht. Richard nahm sie mit verlegenem Lächeln am Kopf und küßte jede, daß Greste sich erstaunt schüttelte:

„Nun geht die Welt unter — Richard wird zärtlich.“

Dann hörte man sie lachend und plaudernd in ihr Zimmer gehen.

Vater und Sohn blieben allein. Es war mit einemmale eine drückende Schwere und Stille in dem Raume, als hätten die beiden Mädchen alle Leichtigkeit und alles Leben mitgenommen.

„Schmeckt Dir die Cigarre?“ fragte der Alte dann.

„Ja . . . danke! Aber ich finde, das ist hier eine böse Lichtverschwendung.“

Er erhob sich und löschte in den Nebenzimmern die Lampen. „Du hast hier im Dunklen gern am Fenster gesessen und auf das Wasser gesehen.“

Mit nicht ganz sicherer Hand nahm er auch die Tischlampe auf — die letzte, die brannte und das Zimmer erhellte — und trug sie in die Stube nebenan, wo er sie auf den Schreibtisch stellte.

Nun war tiefe Dämmerung im Raume. Die Cigarre schmeckt wirklich. . . . Noch immer die alte Sorte! Seltsam, es ist hier überhaupt alles wie früher. Auch der See.“

Er zog die Stores vor den Fenstern zurück. Da lag der See, groß, dunkel, nur eine breite, goldene, hüpfende, flimmernde Bahn schlug das Mondlicht darüber. Der Mond war fast voll. In seinem Glanze ertranken die Sterne, die ihm nahe waren. Nur sehr weit entfernt von ihm blühten ein paar auf.

Da schob der Alte den Sessel ans Fenster. Er holte tief Atem und sah hinaus.

„Erzähl!“ sprach er ruhig und gefaßt. „Weshalb bist Du hier?“

Richard Zintgraff stand am andren Fenster, hatte den metallenen Riegel gefaßt und starrte auch hinaus. Er hatte schlaffe Züge jetzt. Er war abgespammt und todmüde.

„Weil ich feige bin,“ sagte er. „Nimm Dich zusammen, Vater!“

Und wieder durch das Dunkel die ruhige Stimme — die Stimme, die ruhig sein wollte —: „Erzähl!“

Da sprach der Sohn: „Morgen früh ist Sonntag. Morgen früh darf ich nicht mehr am Leben sein. Da draußen . . . bin ich feige. Ich will mit Mut holen.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

— Nebenläuten aus dem Königsberger Stadtparlament teilt die „Hartung'sche Zeitung“ mit. Sie sind während des letzten Jahres von einem Sammler im Magistratskollegium dort und in der Stadtverordnetenversammlung aufgezeichnet worden. Die Verhandlungen in den beiden städtischen Körperschaften haben sich in den letzten Monaten insbesondere um die Frage der Eingemeindung gedreht. Dabei sind einzelne der Vororte nicht gerade gut weggekommen. Von den Vorderhufen zum Beispiel, die lange besondere Schwierigkeiten machten, sagte einmal ein Redner, daß sei „das reine Klotzortenviertel“; derselbe Redner scheint auch nicht viel von Marasenhof zu halten, „wo bis jetzt keine Maus wohnt“. Von einem andern Vorort meinte ein Redner, das sei „ein völlig ungenießbares Stück Land“. Und als die Frage der Präzipualbelastung einzelner Vororte auf der Tagesordnung stand, behauptete jemand mit einem kühnen Witz: „Es geht doch nicht an, daß wir uns ein Löpfchen anlegen, in das die Vororte etwas hineinfallen lassen sollen“. „Jetzt kommt der hinkende Pferdewitz nach“, sagte bei einer andern Gelegenheit einer der Stadtväter, und wieder ein anderer wollte „gleich an die Quelle gehen, die das Eisen im Feuer hat“. Eine weitere lebhaft ventilerte Frage ist das Wasserwerk und das Ortsstatut über die Wasserabgabe. Von dem letzteren sagte ein Magistratsmitglied: „Ich bin überzeugt, daß die Schwerfälligkeit des ganzen Gebäudes zu seiner Aufhebung führen wird“. Gelegenheitlich der Wasserzinsdebatte behauptete dann ein Stadtverordneter: „Der Hausbesitzer ist auch kein Engel, der sein Wasser umsonst abgibt“, während ein anderer meinte: „Wir haben die Wasserleitung bisher nicht als gewerbliche Kuh betrachtet“, und wieder ein anderer erklärte, „man müsse sich auf den

Gesichtspunkt stellen“. Von einer Kasse im Krankenhause wurde hauptsächlich: „Die Kasse rekrutiert sich aus den Leiden, die nach der Anatomie geschafft werden“, und von der verflochtenen Finanzkommission: „Die 24 Mitglieder der ehemaligen Finanzkommission hatten die geistige Vaterschaft über die andern 78 Stadtverordneten“. Ein ärztliches Mitglied der Stadtverordnetenversammlung erklärte mit vollem Recht: „Es giebt unter den Ärzten ebenso viele Menschen wie in andern Ständen“. Privatstrafen sind nach der Behauptung eines Stadtrats, „wenn sie nicht durch die städtische Verwaltung gereinigt werden, Schmutzsaften“. Besonders tief sinnig klingt folgender Satz: „Der Faun besteht aus einem Verhältnis von Qualitäten“. Bei einem Unterstützungsgesuch wurde vom Magistratsstisch geltend gemacht, „der Mann habe ja im ganzen nur ein Kind“. Das Pendant dazu war ein anderer Mann, von dem der betreffende Stadtrat erklärte: „Der Mann ist ein Pechvogel, jedes Jahr ist ein neues Kind da, und jedes Jahr sterben ihm ein paar Kinder!“ Ein anderer Mann erhielt folgende Zusicherung: „Der Mann, der in diesem schweren Amt sein Leben verliert, soll in reichlicher Weise pensioniert werden“. Und mit Recht behauptet bei einer solchen Gelegenheit ein anderer Redner: „Jeder Mensch klammert sich an den Strohhalm, der ihm die Möglichkeit seiner Bezüge sichert“. Ein klassisches Wort, das ebenfalls vor nicht zu langer Zeit ein Stadtvater dem Gehege seiner Zähne entfliehen ließ, lautete: „Da wird das summum jus zu dem zweischneidigen Schwert, welches sich ängstlich an eine kalkulatorische Berechnung anklammert“. —

— Geschäftskleute auf dem Kriegsschauplatz. Der Kriegsberichterstatte des „Temps“ erzählt von sonderbaren Existenzen, die sich auf dem Kriegsschauplatz umhertreiben. Der merkwürdigste Typus ist die amerikanische Halbweiblerin, die — mit Pferden handelt. Ein reizendes Weib von üppigen Formen, von frischem Teint und goldblondem Haar verkauft ihr Lächeln, ihre Liebesungen — und mongolische Ponys. Sie spricht russisch und chinesisch, ist immer elegant, hält sich nur an die „große“ Klientel, ist hochmütig und unnahbar für das kleine Gesichter und sammelt in dem Lande, aus dem alle Weiber geflüchtet sind, enorme Gewinne an, die es ihr in Wäldern gestatten werden, den fernern Osten zu verlassen, um an den Ufern des Sturions von ihren Renten leben zu können. — Ein anderer Typus aus demselben Lande des vor nichts zurückschreckenden „Unternehmungsgeistes“: der geschäftstreibende Reporter. Er vertritt diese Zeitung aus New York, jene Zeitung aus Boston, vielleicht noch zwei oder drei andre Blätter, daneben aber auch eine Konservensfabrik aus Chicago und eine Schnapsfabrik aus Kentucky. Er war auf den Philippinen als „Cowboy“, in Transvaal als Volontär. Er trägt ein halbes Duzend Ordensauszeichnungen auf der Brust und auf seinen Visitenkarten den Titel Major oder auch, wenn es noththut, Oberst. Brauchen Sie einen Revolver? Er weiß von einem, den man für einen Pappentitel haben kann — für das Fünffache seines Wertes. Brauchen Sie etwas gepöfelte Jungen? Er wird Sie mit dem besten Jungenhaus der Welt in Verbindung setzen. Er ist immer und überall zu finden, gefiebert und gespornt; er hat seinen Vertreter in Port Arthur, einen in Paojang, einen an den Gewässern des Jalu. Er allein kennt die Quintessenz der Wahrheit über den Krieg, das Geheimnis der Operationen (das er, bietet sich Gelegenheit, auch für hundert Dollar verkauft), und man kann sich versichert halten: wenn die Japaner irgendwo landen, so werden sie's nicht thun, ohne ihn vorher davon zu benachrichtigen. —

— Die Theekultur im Kaukasusgebiet. Vor dem Jahre 1894 brachte man der Theekultur im Kaukasusgebiet nur wenig Interesse entgegen. Seit diesem Jahre wurden aber Anbauversuche in ausgedehntem Maße in der Nähe von Batum vorgenommen. Die hierbei erzielten Resultate haben erwiesen, daß die Aussichten auf eine ergiebige Theekultur in Transkaukasien sehr günstig sind. Für die Entwicklung der Theestaude in Transkaukasien hat sich am geeignetsten erwiesen die Gegend am Schwarzen Meer, von Tschum im Norden bis zur türkischen Grenze im Süden. Einer Ausdehnung der Theekultur weit nach dem Innern des Landes stehen viele ungünstige Verhältnisse, besonders klimatische, entgegen. Ausländern ist es nicht gestattet, Ländereien entlang der Küste zu kaufen oder zu pachten. Die Bodenart ist in den einzelnen Gegenden des bezeichneten Küstenstriches sehr verschieden; es findet sich sowohl tieferer Lehm als auch leichter schwärzlicher Boden. Das Klima ist dem Wachstum der Theestaude sehr zuträglich; es fallen hier ziemlich beträchtliche Regenmengen nieder, durchschnittlich 98 Zoll im Jahre und teilweise noch mehr. Die Niederschläge verteilen sich auch ziemlich gleichmäßig auf das ganze Jahr. Die Hitze ist nie übermäßig, und die Sommer-temperatur bewegt sich zwischen 38 und 54 Grad Celsius in der Sonne. Die milde Frühlingwitterung, welche gewöhnlich zu Anfang März einsetzt, ist zur Vornahme des Umpflanzens der Secklinge sehr günstig, und der im Frühjahr häufig auftretende Regen macht meistens die künstliche Bewässerung der Samenschulen und Secklinge entbehrlich. Auf den bereits bestehenden Theeplantagen ist die echte chinesische Theestaude vorwiegend vertreten, auf den älteren Plantagen: sehr ausschließlich, es ist jedoch auch Samen aus Indien, Ceylon, Java und Japan importiert worden. Alle Theesorten gedeihen gut, besonders aber die chinesische. Fast jede Art der Anpflanzung ist bereits ausprobt worden, vom Einlegen des Samens bis zum Umpflanzen von sechs Monate bis drei Jahre alten Stauden, und zwar mit und ohne Erdballen an den Wurzeln. Die günstigsten Erfolge sind anscheinend mit jungen Pflanzen erzielt worden, bei denen die Erde an den Wurzeln belassen wurde. Dieses Verfahren

ist zwar kostspielig, man erzielt dabei aber einen sehr geringen Prozentsatz an eingegangenen Pflanzen.

Im Jahre 1902 wurden durchschnittlich 20 Pud (a 16,36 Kilogramm) auf einer Dessätine (a 1,09 Hektar) geerntet. Die Preise für diese Ernte stellten sich auf rund 1 Rubel für das russische Pfund und ergaben hiernach eine Einnahme von nahezu 800 Rubel pro Dessätine. Ganz in der Nähe von Batum befinden sich zur Zeit 1134 englische Acres (a 40,6 Acre) unter Theekultur. Gewöhnlicher Thee von Transkaspien wurde in London mit 1 Schilling bis 1 Schilling 2 Pence pro Pfund taxiert. Der kaukasische Thee besitzt ein schönes Aroma und einen Geschmack, welcher dem des Szechon- und indischen Thees sehr ähnelt. Einige Proben des besten seitens der Domänen gelieferten Thees wurden von russischen Exporteuren auf einen Wert von 4 bis 5 Rubel pro Pfund geschätzt. — („Der Tropenpflanzer“.)

Theater.

Neues Theater. „Kolektorie“. Ein Zwischenspiel von Raoul Auernheimer. — Die Auernheimersche Plauderei hatte im Neuen Theater die Ehre, Oskar Wildes feingeformter Salome-Tragödie als Zwischenstück voranzugehen. So war durch die Gesellschaft, deren das Stückchen gewürdigt wurde, wohl eine gewisse Erwartung gerächtigt. — Stellung verspätet. — Indes die Novität entpuppte sich als simples Residenztheatergenue, gerad' gut genug, um eine der üblichen Pariser Gehruchspoffen einzuliefern. Eine schöne Dame der Gesellschaft besucht einen viel umschwärmten Schriftsteller in seinem Junggesellenheim, sie möchte vor der Welt als seine Geliebte gelten, doch ohne alle die Unbequemlichkeiten, die mit einer realen Liaison verbunden wären. In dem Wechselspiel der Eitelkeits-gegenstände — er ist unbeschadet momentaner Verliebtheit nicht weniger blasirt als sie — gab es hier und da eine amüsierende Wendung, aber eine unerträglich geschränkte und verschrobene Schluss-pointe hob hinterher auch diese einzigen Wirkungen wieder auf. Sehr pikant und lebendig war Lilly Waldeggs Spiel in der weiblichen Rolle, ihr Gegenpart, Herr Sachs, gab den Litteraten in der Maske eines bekannnten Wiener Dramatikers, eine Anspielung, die das Unwirkliche der Schemenfigur vielleicht noch peinlicher hervortreten ließ. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wanderung des Maulwurfs durch die Wester-Han-Garde. Im „Prometheus“ schreibt A. Lorenzen: Der nördliche Teil Jütlands ist eine Insel, zur Hauptfeste aus den beiden Landschaften Vendsyssel und Thyland bestehend, welche durch die Landenge von Lüt in der Wester-Han-Garde verbunden sind. Während der Maulwurf südlich vom Lim-Fjord und in Vendsyssel gemein ist, fehlt er in Thyland und auf den Inseln des Lim-Fjord (Thyholm, Mors), hat aber seit 1860 seine Verbreitungsgrenze beträchtlich nach Westen vorgeschoben. Schon seit Menckengedenken ist er in den Kirchspielen Aggersborg und Göttrup häufig gewesen. Die sauren Strandriesen, welche sich den Lim-Fjord entlang ziehen und in der Form von Sümpfen fast die ganze Landenge durchqueren, bereiteten jedoch seinem weiteren Vordringen ein Hemmnis, das aber in den Jahren 1860—1865, vielleicht unter Benutzung der Landstrasse nach Hjøst, überwunden wurde. In den folgenden zehn Jahren nahm er die großen Kirchspiele Klim und Thorup in Besitz und drang sogar ganz bis an den Strand von Thorup, obwohl die nur spärlich in Kultur genommenen Heide- und Dünenlandschaften ihm doch wenig zusagen mußten. 1877 zeigte er sich im östlichen Teile des Kirchspieles Byst, und innerhalb des fruchtbaren Bodens war er bald bis an ein neues Hindernis vorgedrungen, das durch den zwar ausgetrockneten, aber stark wasserhaltigen, schwer thonigen Boden des Thyholm-Weilers, den nicht ausgetrockneten Han-Weiler und die Dünen bereitet wurde. Diese schwierige Stätte ist nach den Beobachtungen des Bege-Mittleren Lorenzen dadurch überwunden, daß der Maulwurf die Abhänge der Landstrasse benützt hat; wo aber der Boden nur ein wenig angebaut gewesen ist, hat er die Chauße verlassen und so das 1 Kilometer breite Hindernis genommen. Gegenwärtig haust er nach den Mitteilungen von Jepsen arg in einem kleinen kultivierten Moorgebiet westlich desselben, und hier befindet sich die westliche Grenze des geschlossenen, von ihm in den letzten 40 Jahren eroberten Gebietes, das etwa 1/2 Quadratmeilen umfaßt, während die Grenze seiner Verbreitung um etwa 2 Meilen nach Westen vorgeschoben ist. Daß der Thyholm-Weiler nicht überschritten ist, geht daraus hervor, daß der Maulwurf auf Han-Räs mit seinem günstigen Boden fehlt. Jedoch soll er merkwürdigerweise neuerdings in vereinzelten Exemplaren weiter westwärts bei Hjardegaard und Desterild und bei Semels beobachtet sein; wie er dahin gelangte, ist aber nicht durch Beobachtung festgestellt. —

Meteorologischen.

ie. Temperaturschwankungen am Bailal-See. Prof. A. Wocifof hat in der „Meteorologischen Zeitschrift“ eine wichtige Arbeit besprochen, die in Beziehung zum Bailal-See steht. Die Temperaturverhältnisse in der Umgebung dieses gewaltigen Binnensees waren und sind wohl auch noch eine der wichtigsten Fragen für den russischen Aufmarsch in Ostasien. Doch sind die Ergebnisse der von dorthier mitgeteilten Beobachtungen auch für die Wissenschaft im allgemeinen recht merkwürdig. Zur Zeit sind auf der Südseite des Bailal-Sees sieben Stationen vorhanden, an denen die Temperatur fortlaufend

durch selbstthätige Apparate aufgezeichnet wird. Unter den Ergebnissen fällt am meisten die Thatsache ganz ungewöhnlich bedeutender Aenderungen der Temperatur innerhalb kurzer Zeit auf. Diese Erscheinungen treten hauptsächlich vom Februar bis zum Juni ein, wenn der Unterchied der Temperatur des Seewassers von der des Festlandes durch die zunehmende Erwärmung des Erdbodens immer bedeutender wird. Die Beobachtungen stammen von der Küste einer Bucht am Südufer und von dem Ort Vereennaja. Die Zeitangaben in folgendem beziehen sich auf den 24-Stundentag. Die erste Beobachtungsreihe stammt vom 20. Mai 1900. Um 14 Uhr 45 Minuten zeigte der Thermograph an der erwähnten Seebucht eine Temperatur von 15,8 Grad, in der nächsten Viertelstunde war sie bis 26 1/2 Grad gestiegen, also fast um 11 Grad; in der nächsten halben Stunde fiel sie wieder um einen noch höheren Betrag, nämlich bis 14,3 Grad, um in den nächsten fünf Minuten wieder auf 23,3 Grad zu steigen und dann in einer weiteren Viertelstunde bis auf 10,5 Grad zu fallen; ferner stieg die Temperatur binnen zehn Minuten wieder auf 26 Grad, sank aber in der folgenden Stunde bis auf das Minimum von 8,9 Grad und hob sich dann in zehn Minuten bis auf 27,5. Derartige Temperaturwechsel können schlechthin als unerhört bezeichnet werden. Glücklicherweise kommt es wohl nirgends vor, daß sich in zehn Minuten die Temperatur um 18 bis 19 Grad verändert. Die Erkältungen würden bei uns dann wohl kein Ende nehmen und die schwersten Folgen für die Gesundheit mit sich bringen. Am Bailal-See steht jene Erscheinung durchaus nicht vereinzelt da, denn ganz ähnliche Temperaturreihen werden nur als weitere Beispiele angegeben für den 26. Mai 1901 und für die Tage vom 5., 20. und 27. Juni 1902. Am letztgenannten Tage wird sogar ein Temperatursturz von 21 Grad in fünf Minuten verzeichnet, an anderer Stelle ein solcher von mehr als 18 Grad in einer Minute. Dabei darf man nicht etwa denken, daß diese Temperaturschwankungen durch das Kommen und Gehen der Sonne unmittelbar herbeigeführt wurden, weil die meteorologischen Apparate selbstverständlich so aufgestellt werden, daß sie von den Sonnenstrahlen nicht getroffen werden. Die Erklärung liegt hauptsächlich in einem plötzlichen Umpringen des Windes. Die vom See kommenden Winde sind in den bezeichneten Monaten kalt, die vom Lande wehenden warm. Die vom Lande stammenden Winde haben die Eigenschaften eines echten Föhnwindes, indem sie sich beim Herabstürzen von den Gebirgsrändern erwärmen und außerdem verhältnismäßig trocken werden, eine Erscheinung, die jedem Kenner der Alpen vertraut ist. Die höchste Tagestemperatur stellt sich am Bailal-See sehr oft erst nach Sonnenuntergang ein. Aus obigen Mitteilungen ist es ferner begreiflich, daß die Temperaturunterschiede auch beim Marsch, je nach der Höhe des augenblicklichen Ortes, sehr bedeutende Schwankungen zeigen müssen. Schon in 100 Metern über dem Meeresspiegel kam die Temperatur eine ganz andre sein als in dessen unmittelbarer Nähe. —

Humoristisches.

— Unverfroren. Patient: „Herr Doktor, ich habe gestern den Professor Schnebel konsultiert; der meinte, daß ich dank Ihrer total falschen Behandlungsweise wahrscheinlich binnen kurzem das Zeitliche segne.“

Junger Arzt: „So... dann muß ich Ihnen aber gleich Ihre Rechnung ausschreiben!“ —

— Die Zeiten ändern sich. „Was macht denn eigentlich Dein Jugendgeliebter, den Du immer mit Baldur, dem Lichtgotte, verglichen hast?“

„Ach laß' mich mit dem alten Delgözen zufrieden!“ —

— Vorsichtig. Zwei polnische Handelsleute wollen ein Geschäft gründen und haben zu diesem Zwecke vor dem Notar einen Gesellschaftsvertrag errichtet. Der Notar liest ihnen die Bestimmungen desselben noch einmal vor und fragt, ob sie mit allem einverstanden sind.

„Herr Notar“, erwidert der eine, „mer muß heutzutage an alles denken. Ich möchte noch aufgenommen haben: Im Fall eines Konkurses wird der Gewinn gleichmäßig verteilt, auch wenn die Einlagen nicht gleich sind.“ — („Aufstige Blätter“.)

Notizen.

— Das Berliner Theater bringt noch in dieser Saison eine Novität heraus: „Die Sturmglocke“, ein fünftätiges Drama von Vogler. —

— Im Düsseldorf'scher Stadttheater erlebt am 19. d. M. Cyrill Kistlers dreitägige Oper „Der Vogt auf Mühlstein“ die Uraufführung. —

— Der Magdeburger Heldentenor Karl Kurz, Stolzenberg ist auf fünf Jahre unklünder an die Wiener Hofoper engagiert worden. —

— Ein neuer artesischer Brunnen wurde dieser Tage in Paris (auf der Butte aux Cailles) in Gebrauch genommen. Die Bohrung desselben begann 1866, wurde aber über 20 Jahre lang unterbrochen. Der Brunnen ist 1100 Meter tief, er liefert 10 000 Kubikmeter Wasser den Tag. Das Wasser ist rein und hat 25 Grad Wärme, weshalb ein großer Teil zur Speisung einer entgeltlichen Badeanstalt verwandt wird. —